Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

2. Beilage für

Illustriertes Sonntagsblatt

„Das Sauerland".

Nummer 26 — 29. Juni 1934

Das kleine Tier

Von Hildegard Korff

Wer noch nie in seinem Leben Gelegenheit hatte, das kleine, das junge Tier näher zu beobachten, der sollte nichts unversucht lassen, sich diese Freude zu verschaffen. Man kann wenige Tage alte Entlein sehen, wie sie, aufgeregt und unsicher, sich anstrengen, ihrer Mutter auf dem unsicheren Wasser zu folgen. Verliert aber eines dieser kleinen Wesen wirklich einmal seinen Weg, so steuert die alte Ente ihre Fahrt und wartet, bis sich ihr Kind wieder eingefunden hat. Dieses ist so rührend mitanzusehen, daß man sicher manchem Menschenkinde solche Mutter wünscht. Besonders bösartig und wütend werden ja die Gänsemütter, wenn man in die Nähe ihrer Kleinen kommt. Der ohnehin schon lange Gänsehals wächst unversehens ins riesenhafte, um Arm oder Bein eines solchen Eindringlings zu schnappen.

Junge Zicklein und Schäfchen schmiegen oft ungeniert ihre hellen Köpfchen mit dem kurzen, etwas harten Fall an den Wanderer, und ihre Liebe kennt keine Grenzen mehr, wenn man ihnen eine Rübe, ein Stückchen Schokolade oder ähnliches schenkt. Mit kleinen, eckigen Bewegungen hüpfen sie auf viel zu dünnen Streichholzbeinchen um einen herum, daß man Angst hat, ihnen ein Glied zu knicken. — In dem sprichwörtlich schmutzigen Schweinestall gibt es nichts Saubereres als die Ferkelchen, die prall und rosig im Stroh liegen; ihre Schnäuzchen sind so zart wie Pfirsichhaut, mit denen sie ewig saugende Bewegungen ausführen. — Wer hat schon einmal vier oder fünf junge Kätzchen ruhen sehen, die schlafend lächeln, obwohl die feingezeichneten Mäulchen nach unten hängen? Sie sind bezaubernd!

Man wird mit Recht nichts Besonderes darin finden, daß die Jungen unserer Haustiere anschmiegsam und zutraulich zu uns Menschen sind, da sie von altersher an uns gewöhnt sind. Aber wie steht es mit dem Tierkind von Löwe, Bär und Tiger, die den Menschen in Hütten und Wäldern überfallen und zu vernichten suchen? Da habe ich die Feststellung gemacht: das Tier ist gut, wie der Mensch gut ist im Grunde seiner Seele, und wird wie er meist erst durch äußere Umstände und Umgebung in eine Abwehr- oder Angriffsstellung getrieben.

Ich habe einen zehn Wochen alten Bären auf dem Arm gehabt, d. h. in meinen Armen lag ein struppiges Wollknäuel, das an meinem Finger saugte und lutschte, als sei er eine Milchflasche, und ich habe dabei nur das eine peinliche Gefühl gehabt, dieses sich vertrauensvoll an mich schmiegende Teddykind zu betrügen, indem ich ihm ja in Wirklichkeit gar nichts zu trinken geben konnte. Zwei acht Wochen alte Löwenbabies saßen würdevoll im Sand und warteten, daß man ihnen ihren kleinen Spielgefährten wieder reiche. Kleine Löwen sind Aristokratenkinder, aber dabei nicht minder lieb und zahm, nur vermeiden sie die unendlich komischen und tapsigen Bewegungen des Bärkindes nach dem Freßnapf, den der Bär auch dann noch zu erwischen sucht, wenn er wirklich schon nicht mehr zu erreichen ist. Das Löwenkind begnügt sich bei derartigen Veranstaltungen mit dem Zusehen, indem es seinen kleinen, schlanken Leib mit bezaubernder Anmut in den Sand legt und den Kopf majestätisch, wie er es von seinen Eltern gelernt hat, in Pose hält.

Das Tierkind in seiner Hilflosigkeit und Würde, seiner Gutheit und seinem Vertrauen muß auch jedem Nichttierliebhaber die Tierwelt liebenswert machen.



Der Hund

Von Ferdinand Avenarius

Wir knieten um dich, alle im Rund,
Und keiner dachte: da stirbt nur ein Hund —
Du stolzes Tier, du lieber Gesell,
Noch einmal war dein Auge hell,
Jetzt strecktest du dich, ganz vornehm und groß,
Dann sank dein Kopf in meinen Schoß.

Und wie ich dir leise die Haare strich,
Als junges Geschöpf wieder sah ich dich:
Als tollenden, übermütigen Tropf,
Im Maul einen großen Blumentopf.
Sah, wie ich dich ins Haus gebracht,
Und wie sie über dich gelacht.
Deine dummen Streiche schwebten vor mir,
Und wie du lerntest, du kluges Tier,
Sah wachsend deine sprungfrohen Sehnen,
Zu edelschlanken Gliedern sich dehnen.

Und sah dich, wie du Schritt um Schritt,
Wohin wir gingen, gingest mit,
Fidel mit unserem frohen Mut
Und tierlich uns tröstend, ging's nicht gut.
Dann, wie du einst schlimm erkranktest, Hund,
Und wie wir uns sorgten: wirst du gesund?
Ja, damals ward uns allmählich klar,
Was langsam aus dir geworden war . . .

Nun neben der Türe zu unserem Haus
Heben wir dir ein Lager aus.
Schlafe da ruhig! Ein junger Fant
Nimmt dir die Wacht ab. Doch kommt über Land
Mal recht was Böses und will hinein:
Ich weiß, wirst du am Platze sein.

(Aus „Deutsche Lyrik".)

Der Anfang: Serajewo!

Von Erwin Spang

Erst zwanzig Jahre ist es her und doch schon Geschichte! Jener Junivormittag, der in der bosnischen Hauptstadt Serajewo den Weltbrand auslöste, der erst vier Jahre später eingeengt werden konnte, aber auch heute noch nicht völlig gelöscht ist.

28. Juni 1914! Ueberall in der Welt wird man mit Grauen an diesen Tag denken. Keinen gibt es, dem dieser Krieg nicht Wunden riß, kein Land, Sieger oder Besiegter, das reicher, glücklicher, froher durch ihn wurde. Zu entsetzlich war das Echo, das jene Schüsse von Serajewo auslösten.

Qualvoll die Wochen danach. Erntezeit in Europa. Aber die fleißigen Arbeiter auf den Feldern heben oft den Kopf, als lauschten sie auf das ferne Donnergrollen, das das heraufziehende Gewitter ankündigen soll. Jeder sieht, wie auf der einen Seite der Krieg gewollt wird, sieht die fieberhaften, immer hoffnungsloser werdenden Bemühungen der anderen, den Frieden zu retten, gleichviel um welchen Preis. In den Außenministerien der Hauptstädte werden in diesen Wochen in keiner Nacht die Lichter gelöscht. Und in den Generalstäben weiß man sich vor Arbeit nicht zu retten . . .

So taumelt Europa — nein, die Welt! — in das Verderben, das jeder kommen sieht, dem keiner mehr auszuweichen vermag. Und heute noch, zwanzig Jahre danach, ist die Welt krank, fiebergeschüttelt, verwirrt.

Am Anfang aber standen, als sichtbares Zeichen, die Schüsse, die dem Leben des österreichischen Thronfolgerpaares ein jähes Ende setzten. Nicht, als ob mit ihnen das Unheil an sich begonnen hätte. Zu lange schon brannte das Feuer unter der Decke. Die Schüsse erst gaben ihm den Raum, nun als offener Brand mit wütender Gewalt sein Zerstörungswerk fortzusetzen.

Wenige Sekunden nur waren es — und doch genügten sie, eine Welt aus den Fugen zu reißen, Was halfen da, angesichts so elementarer Gewalten, noch Telegramme und Fürstenbesuche! Unter dem pfeifenden Geräusch der Mordpistole nahm ein furchtbares, vernichtendes Schicksal seinen Lauf.

In der Geschichte des 20. Jahrhunderts wird von Serajewo und diesem 28. Juni gesprochen werden, solange überhaupt geschichtliche Aufzeichnungen bestehen. Wie aus einem abgrundtiefen Dämmerschlaf wurde die Welt aufgejagt, um wenige Wochen später in einen ebenso tiefen Abgrund zu versinken. Bis dahin war Serajewo eine unbekannte Stadt „irgendwo da unten auf dem Balkan". Kaum ein Mensch außerhalb der österreichischen Verwaltung kannte diesen Namen. Nun war er mit einem Schlag in aller Munde, so wie später die Worte Skagerrak oder Versailles. Ein paar Schüsse, von einem Fanatiker abgefeuert, gaben einer Balkanstadt den Weg in die Geschichte frei.

Zwanzig Jahre zurück gehen die Gedanken. Kaum können sie sich noch an Friede und Ruhe vorher besinnen. Not und Verderben nur hat die Generation gekannt, die seitdem heranwuchs. Acht Buchstaben stehen am Anfang. Schicksalsschwer, wie ein dunkler Ausspruch der Gottheit selbst. Die acht Buchstaben des Wortes: Serajewo!

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.



EIN ROMAN AUS AMERIKA VON NIELS MEYN

(10. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„Miß Cynthia?" fragte Elton. „Die uns Ihre letzte Sendung brachte?"

„Gerade sie", lachte Hamilton Curle. „Das Schicksal hat sie offenbar dazu ausersehen, mein rettender Engel zu sein. Sie rettete mich im Abteil, als die zwei Schnüffler hinter mir her waren, und jetzt rettete sie mich wieder in dem Augenblick, als ich alle Hoffnung aufgegeben hatte."

Elton sah ein wenig dumm aus. Dann war es also doch die richtige Cynthia gewesen, die auf „Summer-joy" war! Und sie war von dem Schuft hier gar nicht abhängig.

Cecil dachte darüber nicht nach. Er wandte den Wagen, aber als Curle einstieg, bückte Elton sich zu dem gestürzten Pferd, das keuchend dalag. Er setzte die Mündung des Revolvers an das Ohr des Tieres und drückte ab. Damit waren die Leiden des schönen Tieres vorbei.

Der Schuß erzeugte ein donnerndes Echo in den Bergen. Hamilton Curle stieß einen Fluch aus. „Warum taten Sie das?" rief er aus. „Haben Sie, zum Teufel, nicht gehört, was ich sagte?"

Elton sah ihn unwillig an. „Jetzt kommen Sie ja in Sicherheit", bemerkte er, indem er in den Wagen stieg. „Es bestand keine Ursache, das Tier in seinen Qualen liegen zu lassen."

Das Auto stürmte vorwärts. Elton sah sich um. Oben aus dem Paß am Abhang kamen ein paar Reiter hervor. Es blitzte etwas blank in der Sonne. Er begriff, was es war, und hielt seinen Rock über die Nummernplatte des Autos. Man konnte ja nie wissen, wie weit die Ferngläser der Reiter reichten.

Bald lagen die Berge weit im Hintergrunde. Dann bog das Auto nach links auf einen schmalen Weg ein, den Cecil gar nicht beachtet hatte, als sie daran vorbeigekommen waren.

„Wenn Sie geradeaus fahren, erreichen Sie die Farm in einer Stunde", sagte Hamilton Curle. „Aber ich will Sie bitten, zunächst nach Norden zu fahren. Dann kann ich die kleine Eisenbahnstation erreichen, wo der Vorsteher mich kennt. Er wird mich mit einem der Güterzüge weiterfahren lassen, dann bin ich gerettet."

„Allright", sagte Cecil. „Aber vergessen Sie nun nicht, daß ich in ein paar Monaten wieder etwas gebrauche. Lassen Sie mich nicht nervös werden und geben Sie mir rechtzeitig Bescheid."

„Selbstverständlich", antwortete Hamilton Curle. Nach einer Weile stieg er aus, als man in der Ferne das niedrige Stationsgebäude mit dem grauen Wellblechdach sah.

8.

Cynthia kommt nach Hause

Stella war müde, als sie spät am Abend nach Hause kam. Die zwei Grenzreiter, die sie begleiteten, schienen unterwegs noch andere Aufgaben zu haben, deshalb ging es nicht so schnell wie auf dem Hinwege.

„Es gibt genug zu beobachten", erklärte der eine Reiter ihr. „Wir haben es mit einer der schlimmsten Banden zu tun, deren Mitglieder im Notfall nicht vor einem Mord zurückschrecken. Ich bin überzeugt, daß sie in der Nähe umherschleichen, in der Hoffnung, sich rächen zu können."

„Wenn Hamilton Curle damit zu tun hat, gibt es nichts, was Rücksicht heißt", sagte der andere. „Er betrachtet die Polizeibeamten als seine Todfeinde, denen gegenüber alles erlaubt ist. Man sollte geradezu glauben, daß er seinen Banditen eine Prämie für jeden niedergeknallten Polizisten zahlte. Der Schuft ist nicht einen Schuß Pulver wert. Wenn jemand für den elektrischen Stuhl reif ist, so ist er es."

„Ja, denke nur daran, wieviele Menschen er dadurch zugrunde gerichtet hat, daß er ihnen seine Gifte verkaufte, Kokain und Morphium. Nicht um ihnen einen Dienst zu leisten, sondern um daran riesig zu verdienen. Auch giftigen Alkohol schmuggelt er über die Grenzen. Es laufen viele blinde Teufel herum, an deren Unglück Hamilton Curle schuld ist."

Stella war entsetzt. Sie bereute es, daß sie einem solchen Ungeheuer zweimal geholfen hatte. Und sie hatte Cecil Robertson Kokain gebracht. Wenn sie es damals im Abteil doch abgelehnt hätte, Hamilton Curle zu helfen, oder wenn sie nur Mac Scott die volle Wahrheit gesagt hätte!

Sie fühlte sich immer unglücklicher. Er verachtete sie. Er hatte allen Grund, anzunehmen, daß sie an diesem schändlichen Geschäft beteiligt war.

Jetzt war sie wieder das Werkzeug des Schicksals gewesen, als der Schurke auf frischer Tat festgenommen werden sollte.

Sie mußte daran denken, daß Turner ihr nicht ausdrücklich versprochen hatte, ihren Namen in Verbindung mit dem merkwürdigen Ereignis in dem kleinen Tal zu verschweigen. Mac Scott würde alles erfahren und in seiner Ueberzeugung bestärkt werden, daß sie eine abgefeimte Abenteuerin sei. Alles sprach gegen sie.

Endlich erreichten sie die Farm. Mr. Strong war ihretwegen unruhig geworden. Er hatte seine Leute ausgesandt, um nach ihr zu suchen. Die Grenzreiter erklärten ihm ganz kurz, daß sie von einem Banditen und Schmugglerführer überfallen worden wäre, der ihr Pferd weggenommen hätte.

„Liebes Kind", sagte Strong bekümmert, „du mußt nicht wieder allein so weit wegreiten. Denke daran, daß wir hier nicht in Pine-Islands sind, sondern an der mexikanischen Grenze, wo Banditen hausen. Es ist nur gut, daß dir selbst nichts passierte."

Seine Besorgnis zeigte ihr besser als alles andere, wieviel er von ihr hielt. Wie wäre sie doch froh gewesen, wenn sie ihn auf andere Art kennen gelernt hätte.

„Du bist müde", fügte er hinzu, „du mußt wohl gleich zu Bett gehen. Morgen kannst du mir erzählen, was geschehen ist."

Die zwei Grenzreiter wandten sich, nachdem sie Strong ersucht hatten, seine Leute auf die Banditen aufpassen zu lassen, die in der Gegend herumschlichen.

Stella war am nächsten Morgen früh auf. Das erste, was sie sah, als sie in die große, überdachte Veranda kam, war ein elegantes Luxusauto, das am Gartenzaun hielt. Der Chauffeur öffnete die Tür, eine junge Dame stieg aus. Stella zuckte zusammen. Das war ja Cynthia. Aber dann stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus. Nun mußte endlich alles gut werden.

Cynthia sah sie gar nicht. Sie hatte ihren Vater erblickt, der aus einem der Seitengebäude herauskam. Vater und Tochter sahen einander einige Sekunden an. Dann nahm Cynthia das Wort.

„Hier bin ich wieder, Vater", sagte sie. „Ich habe ein sehr unangenehmes Erlebnis gehabt."

„Das hast du wohl, aber du wirst noch mehr Unannehmlichkeiten haben", sagte er streng. „Willst du mir vielleicht erzählen, daß du den hergelaufenen Landstreicher geheiratet hast?"

„Ich habe nicht geheiratet", antwortete sie schnell. „Woher weißt du es? Hast du meinen Brief bekommen?"

„Ich habe nichts von dir gehört, aber ich weiß, daß du herumgebummelt bist."

„Ja, ich war sehr unvernünftig", räumte sie ein. „Ich wollte ihn heiraten, aber er wollte nicht, daß ich hinter deinem Rücken handelte."

„Das war vernünftig von ihm. Das zeigt, daß er nicht so schlecht ist, wie ich dachte."

„Aber ich versuchte, dich zu täuschen", fuhr sie fort. „Ich traf ein junges Mädchen, das anscheinend sehr unglücklich war. Ihr Gepäck war in Croß-City gestohlen worden, und da bekam ich die Idee, daß sie an meiner Stelle zu Tante Ellinor fahren könnte. Aber das Mädchen war eine Abenteuerin, die mein Vertrauen mißbrauchte. Sie hat die Gelegenheit benutzt und irgend etwas Schlimmes in Pine-Islands angerichtet. Dann hat sie einen Komplicen als ihren Vater, „Mr. Strong", auftreten lassen. Als ich nach „Summer-joy" kam, glaubten sie mir gar nicht. Mein Vetter ließ mich buchstäblich hinauswerfen. Das lasse ich mir nicht gefallen."

„Was beabsichtigst du denn zu tun?" fragte er ruhig und sah sie forschend an.

„Du mußt mit mir nach Pine-Islands reisen", sagte sie, „und für mich gutsagen. Ich will Genugtuung haben für die Demütigung, die man mir angetan hat."

„Du warst selbst schuld daran, Mädchen, und es kann keine Rede davon sein, daß ich von hier wegreise. — Was soll das Monstrum hier?" Er zeigte auf das Auto.

„Den Wagen habe ich gekauft", antwortete sie. „Ich bin damit hergefahren."

„Dann sorge dafür, daß er fortkommt, sonst lasse ich die Jungens danach Scheiben schießen", sagte er. „Ich will das Zeug hier nicht haben."

Cynthia wollte gerade antworten, als sie Stella erblickte, die auf der Veranda stand, bleich und mit Tränen in den Augen. Man sah sie als Betrügerin an!

„Wie kommen Sie hierher?" fragte Cynthia zornig.

„Ich habe sie mitgenommen", antwortete Strong, und nun erklärte er kurz, was geschehen war. Cynthia hörte mit großem Erstaunen zu. Es war also doch ihr eigener Vater, der in „Summer-joy" gewesen war. Aber warum in aller Welt hatte er dieses freche Mädchen für seine Tochter ausgegeben? Ein Gedanke kam ihr und brachte sie ganz außer sich. Sie war über die Behandlung, die sie von ihrem Vater erfahren hatte, mit brennendem Zorn erfüllt und glaubte plötzlich, daß dieses Mädchen, diese Abenteuerin, die sie selbst ohne Ueberlegung in ihre Familie hineingebracht hatte, es jetzt auf ihren Vater abgesehen hatte und ihn in ihre Macht bekommen hätte.

Sie sah Stella in Gedanken schon als Herrin auf dem großen Besitz. Nein, das durfte niemals geschehen. Sie wandte sich an Stella.

„Sie haben das Vertrauen, das ich Ihnen zeigte, mißbraucht", sagte sie heftig. „Wenn Sie noch eine Spur von Scham besitzen, so reisen Sie sofort ab. Die 2000 Dollar, die ich Ihnen gab, dürfen Sie gern behalten."

Stella sah sie entsetzt an. Cynthias Worte trafen sie wie Peitschenschläge.

„Ich habe Ihrem Vater das Geld gegeben", sagte sie still, „und ich reise noch heute."

„Nein, das tust du nicht, mein Kind", erklärte Strong. „Hier regiere ich. Ich habe recht gehabt, als ich dieses junge Mädchen für besser hielt, als du es tust", wandte er sich an seine Tochter. „Selbstverständlich kannst du bleiben, wenn du willst. Aber dann verlange ich erstens, daß der Schundkasten da verschwindet, und zweitens gibst du mir dein Wort, daß du diesen Bergbau-Ingenieur nie wieder sehen willst." Strong war ernstlich böse, aber Cynthia lächelte fein.

„Ueber das Auto wollen wir reden", sagte sie, „und was den Ingenieur angeht, so will ich es dir versprechen. Ich will nie einen Mann heiraten, der etwas mit Petroleum zu tun hat." Das konnte sie nun ohne Gefahr sagen. „Ich bleibe gern bei dir, Vater", erklärte sie. „Aber ich will nicht eine Stunde mit diesem Mädchen unter einem Dache sein. Sie hat sich hier eingedrängt, und du wirst zwischen ihr und mir wählen müssen."

Strong sah sie fest an. „Du bist verrückt! Wir wollen nicht weiter darüber reden. Du hast bewiesen, daß du auf eigene Hand umherstreifen kannst. Du kannst meinetwegen bleiben oder reisen, ganz nach Belieben."

„Nein", rief Stella dazwischen, „ich reise ab. Ich will nicht schuld daran sein, daß Sie Ihr Heim verlassen."

„Mische dich nicht hinein", verwies Strong sie. „Ich habe dir gesagt, daß du bleiben kannst, und ich bin froh darüber, dich hier zu haben. Cynthia wird schon wieder vernünftig werden, wenn sie es sich überlegt hat." Er drehte sich um und ging langsam zu einer Einzäunung, wo ein paar seiner Cowboys mit frisch gefangenen Pferden beschäftigt waren.

„Ich bin mir vollständig darüber klar, was hier vorgeht", sagte Cynthia höhnisch. „Ich glaubte, daß Sie ein wenig mehr Ehrgefühl hätten. Aber jetzt sehe ich ein, daß Sie eine gemeine Abenteuerin sind, eine Dirne, rein herausgesagt. Jetzt gehen Sie darauf aus, meinen Vater auszunutzen. Aber Sie können ganz ruhig sein, ich werde Sie schon von hier fortbringen. Ich werde Ihre Verhältnisse untersuchen lassen, und es sollte merkwürdig zugehen, wenn ich nicht das eine oder andere finden würde, das Sie zwingen kann."

„Aber Sie irren sich", rief Stella verzweifelt. „Ich habe nur ein Unrecht begangen, und das war, als ich in meiner Verzweiflung Ihren Vorschlag annahm. Ich habe seitdem nicht eine einzige frohe Stunde gehabt. Deshalb haben Sie noch kein Recht, mich so zu beschimpfen. Ihr Vater ist ein herzensguter Mensch, er verstand mich, und er schonte mich. Aber es ist nicht meine Absicht, hier zu bleiben oder irgendeinen Vorteil zu suchen."

„Nein, sicher nicht", bemerkte Cynthia und kniff die Augen zu. „Sie scheuten sich aber doch nicht, die Komödie weiterzuspielen, als Vater kam und sie ihn dazu bewegten, mitzuspielen."

Stella wurde bleich vor Entrüstung.

„Sie sind sehr ungerecht. Ich war damals völlig hilflos und Sie erklärten mir, daß es für Sie um das große Glück gehe. Sonst hätte ich nicht eingewilligt."

„Nein", rief Cynthia, „das hätten Sie nicht. Aber doch konnten Sie gut meine 2000 Dollar annehmen, und Sie konnten Ihre Rolle bei meiner Tante glänzend spielen. Und jetzt fühlen Sie sich hier wie die Tochter des Hauses. Oder vielleicht wie die verstehende Freundin meines Vaters." Sie sagte das in einem Ton, der das Blut in Stellas Wangen jagte.

Die antwortete nicht, sondern wandte sich um und lief in ihr Zimmer. Sie war außer sich vor Verzweiflung. Dieser häßliche Gedanke war ihr überhaupt noch nicht gekommen. Sie hielt wirklich viel von dem alten Mann, der so gut und rücksichtsvoll gegen sie gewesen war. Wenn man das jetzt in den Schmutz zog, so war das nur ein neuer Beweis dafür, daß das Schicksal sie unbarmherzig verfolge. Sie warf sich weinend auf ihr Bett. Aber wenig später erhob sie sich wieder. Nein, sie wollte sich nicht mehr demütigen lassen. Sie wollte fort von hier. Sie wollte sofort abreisen und versuchen, New York zu erreichen . . .

Cynthia war stehen geblieben und hatte ihr nachgesehen. „Sie spielt die Komödie gut genug", dachte sie. „Vater ist ja ganz verrückt nach ihr. Aber jetzt muß Jim kommen und ihre Vergangenheit untersuchen. Dann wollen wir sie schon vor die Tür setzen."

Sie stieg in ihren Wagen und gab dem Chauffeur den Auftrag, nach Norfolk zurückzufahren. Jims Mutter wußte sicher, wo er sich augenblicklich aufhielt.

Das Auto fuhr auf der schmalen Straße nach dem kleinen Stationsort. Sie sah gerade, wie ein langer Güterzug sich in Bewegung setzte und nach dem Osten fuhr. Dann wandte sie den Kopf und erblickte ein anderes Auto, in dem zwei Männer saßen. Der eine streckte die Hand in die Höhe, und beide Wagen hielten an. „Hallo", rief er, „ist dies der Weg nach der Blue Mountain Range?"

„Allright", antwortete der Chauffeur. Aber im gleichen Augenblick riß der Mann im anderen Auto seine Mütze ab. „Cynthia Strong!" rief er.

Sie sah ihn überrascht an. Es war Elton, der sie entzückt anstarrte. Er hatte also doch recht. Sie war die „richtige" Cynthia. Er sah seine Aktien bereits gewaltig steigen.

(Fortsetzung folgt)

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

13 Tage, die zur Hölle wurden

Von Heinz Bredemeyer

(1. Fortsetzung.)

Die Nacht kommt, aber die Boote kehren nicht zurück. Der Wind wird stärker, das Meer unruhig, der Wellenschlag gefährlich. Man zieht Taue über das Floß, von der Brustwehr auf der einen Seite nach der Brustwehr auf der anderen, damit die Menschen sich daran halten können. Um Mitternacht ist das Wetter sehr schlecht, und viele werden zu Boden geworfen. Immer wieder glauben einige, in der Ferne Feuer zu sehen. Dann wird Pulver abgebrannt, und man gibt Signale mit Pistolenschüssen. Niemand kann sich setzen, niemand auch nur im Stehen ein Auge schließen. Während der ganzen Nacht nehmen Geschrei und Flehen kein Ende.

Gegen 7 Uhr morgens werden die Elemente ruhiger. Ein gräßlicher Anblick erschreckt die Schiffbrüchigen auf dem Floß. 10 bis 12 Unglückliche waren mit den Füßen in die Lücken zwischen den Bodenbrettern geraten. Sie hatten sich nicht befreien können und nun den Tod im Wasser gefunden. Andere sind während der Nacht über Bord gespült worden. Als der Wein verteilt werden soll, müssen neue Nummern ausgegeben werden. Da zeigt sich, daß 20 Menschen fehlen.

Der Tag ist sonst schön und ruhig, aber die Sonne brennt heiß und bei manchen verwirren sich die Sinne. Zwei Schiffsjungen und ein Bäcker nehmen rührenden Abschied von ihren Unglücksgefährten und werfen sich ins Meer. Immer wieder ertönen Rufe: „Da ist das Land!" und „Schiff ahoi!"

In der Nacht: Kampf aller gegen alle

Abends kommt ein gewaltiger Sturm auf. Die Wellen gehen über das Fahrzeug hinweg und stellen es oft fast senkrecht. Die Menschen erdrücken sich gegenseitig, und viele werden von den Wogen mitgerissen. Der Geist des Aufruhrs ergreift auch die Soldaten und Matrosen. Sie glauben sich verloren, und wenn schon, dann wollen sie betrunken ihr Schicksal beschließen. In den Boden eines Weinfasses wird ein Loch geschlagen, und aus kleinen Blechbechern betrinkt man sich. Der Alkohol gibt Mut. Die Soldaten und Matrosen meutern gegen die Offiziere, messen ihnen alle Schuld am Unglück bei und versuchen mit Aexten die Stricke und Seile zu zerhauen, die das Floß zusammenhalten. Offiziere, Unteroffiziere und etliche Passagiere kämpfen mit Säbel und Messer gegen die Meuterer. Einige Anführer werden erschlagen und ins Meer gestürzt . . . Man hatte einen Mast errichtet; die Taue, die ihn halten, werden von den Aufrührern zerschnitten. Der herabstürzende Mast zerbricht einem Offizier das Bein. Er wird ohnmächtig; da werfen ihn die Soldaten über Bord. Aber man zieht ihn wieder aus dem Wasser und bettet ihn auf ein Faß. Die Meuterer überfallen den Ohnmächtigen und wollen ihm mit einem Federmesser die Augen ausstechen. Der Kampf wird zu einem verzweifelten Ringen. Die Gruppe, die das Floß verteidigt, etwa 20 Menschen, steht in der Mitte des Fahrzeugs und muß sich nach zwei Seiten wehren, denn die Matrosen lassen sich vorne ins Wasser gleiten und klettern achtern wieder auf.

Furchtbar, grauenhaft ist dieses Ringen im Finstern. Wer kein Messer und keinen Säbel hat, beißt seinen Gegner, wo immer er ihn mit den Zähnen zu fassen kriegen kann. Erst weit nach Mitternacht bringen allgemeine Ermüdung und Erschöpfung den Frieden, aber ruhig wird es darum doch nicht an Bord des Unglücksfahrzeugs. Die Sinne der Menschen sind überreizt. „Gib mir Brot und ein gebackenes Huhn", verlangt ein Soldat von einem Kameraden und bedroht ihn mit dem Messer. „Wir holen Hilfe, lebt wohl", erklären zwei Matrosen und stürzen sich ins Meer. Viele glauben, daß sie sich auf der Fregatte befinden. Sie sehen Schiffe auftauchen oder phantasieren von einer Reede mit einer prächtigen Stadt im Hintergrunde. Herr Corréard wähnt sich in die schönen Gefilde Italiens versetzt, und ein Offizier sagt ganz ernsthaft: „Ich besinne mich, daß uns die Boote verlassen haben. Aber nur ruhig, Kameraden, ich habe gerade einen Brief an den Gouverneur geschrieben. In einigen Stunden sind wir gerettet."

„Haben Sie denn Ihren Brief mit einer Taube befördert?" wird er gefragt.

„Nein, aber glauben Sie nur, der Gouverneur wird ihn bestimmt erhalten."

Am Morgen des dritten Tages scheint den Menschen auf dem Floß der Kampf in der Nacht nur ein böser Traum gewesen zu sein. Aber dann müssen sie feststellen, daß sie

nur noch etwa 60 Unglückliche

sind. Ebensoviele sind in der Nacht umgekommen. Entsetzliche Entdeckung: Die Meuterer haben zwei Faß Wein und die beiden Tonnen Süßwasser ins Meer geworfen. Nur zwei Faß Wein bleiben für 60 Mann . . . und Hunger and Durst bereiten furchtbare Qualen. Mit Haken, aus einem Stückchen Draht gebogen, ohne Köder wird versucht, Fische zu fangen. Ein Haifisch beißt in ein krummgebogenes Bajonett, es gelingt ihm aber, sich wieder zu befreien. Alle Mühe ist vergebens . . .

„Wir gaben unser Vorhaben auf", verzeichnet die Chronik wörtlich. „Aber so elend unser Leben war, wünschten wir es doch hinzufristen; wir schaudern, indem wir das Mittel angeben, welches wir einschlugen; die Feder schlüpft uns aus der Hand, eine Todeskälte fährt uns durch alle Glieder, die Haare sträuben sich auf unserm Haupt. Leser! wehret eurem Abscheu vor Menschen, die nur zu unglücklich sind, beklaget sie vielmehr und weihet ihrem grausamen Schicksal einige Tränen.

Die Unglücklichen, welche der Tod in der grausenvollen Nacht verschont hatte, fielen über die Leichname her, mit denen die Flöße bedeckt waren, und teilten sie in Stücke, die von einigen auf der Stelle verschlungen wurden; viele andere und darunter die meisten Offiziere rührten sie nicht an. Da man aber sah, daß diese schreckliche Speise denen, welche sie genossen, etwas Kräfte gab, so kam man auf den Einfall, sie zu trocknen, um sie womöglich ein wenig schmackhafter zu machen. Diejenigen, die sich nicht überwinden konnten, sie zu genießen, nahmen etwas mehr Wein zu sich. Wir versuchten Bandeliere und Tornisterriemen zu essen; es gelang uns, ein Paar Bissen hinunter zu bringen. Einige aßen Leinenzeug, andere Hutleder, woran ein wenig Fett oder vielmehr Schmutz war, allein wir hielten es nicht lange aus; ein Matrose machte sich sogar an Ausleerungen, konnte sich aber nicht überwinden, sie zu essen.

Hunger und Geld

Das Meer ist an diesem dritten Tage ruhig und still, und ruhig und still sind vor lauter Schwäche auch die Menschen. Ihr ganzes Denken kreist um die Boote. Sie haben die Hoffnung auf deren Rückkehr nicht aufgegeben. Mehrfach erklingt der Ruf: „Ein Schiff! Ein Schiff!" Aber als Täuschung stellt sich immer bald heraus, was einen Augenblick die Lebensgeister aufrüttelte. Dicht aneinander gedrängt, sich gegenseitig umklammernd, verbringen die Schiffbrüchigen die Nacht. Jeder schläft ein wenig im Stehen. Das Wasser reicht noch bis an die Knie. Als zum vierten Male in dieser Unglückszeit die Sonne aufgeht, liegen wieder zehn Gefährten tot da.

Am Nachmittag gegen 5 Uhr spendet der Himmel unerwarteten Trost. Ein großer Schwarm von fliegenden Fischen kommt unter das Floß. Viele Tiere verfangen sich in den Lücken und zwischen den Beinen der Menschen. Man fällt über die Beute her und bringt fast 300 Fische in einem leeren Faß unter.

„Wir schnitten sie auf und tranken die Milch, welche wir vortrefflich fanden. Aber es gehörten tausende dazu, nur einen Menschen satt zu machen."

Zwei Tonnen werden dann übereinandergestellt, und die obere zu einer Art Herd eingerichtet. Mit Schießpulver, Feuerstahl und Zündschwamm wird ein Fetzen Leinenzeug in Brand gesetzt und etwas Holz vom Floß über die Flamme geschichtet. Die fliegenden Fische werden gekocht, aber für die Menschen, die sich mit größter Gier auf die Mahlzeit gestürzt haben, genügt die Menge nicht. Man verlangt nach der Anregung, die der Magen erhalten hat, weitere Nahrung.

„Und wir machten uns doch wieder an die ruchlose Kost, die durch das Kochen etwas von ihrem Gräßlichen verlor. Diesmal langten auch die Offiziere danach. Von diesem Tage genossen wir es fort, doch ohne es kochen zu können, weil uns alles abging, um Feuer zu machen. Das Faß war ganz zu Asche verbrannt."

Die Nacht und der fünfte Tag vergehen friedlich. Alle Wertsachen, auch die der Toten, hat man in einen Sack getan, der oben an dem kleinen Maste hängt. Wenn das Floß das Land erreicht, will man mit diesem Gut die Lebensmittel bezahlen und Kamele mieten für die Fortschaffung der Kranken. Aber noch ist keinerlei Aussicht vorhanden, daß überhaupt jemand gerettet wird, und doch erwacht zu dieser Zeit, da der Besitz des Geldes nichts nützen kann, die Gier danach. Ein piemontesischer Sergeant wiegelt einige Soldaten auf. Nachts versuchen diese Unglücklichen den Sack mit den 1500 Franken zu rauben. Die Offiziere und Seeleute müssen mit der Waffe in der Hand das Geld verteidigen. Das erste Zeichen zum Kampf gibt ein Spanier. Er steht hinter dem Mast. Mit der einen Hand macht er im Namen Gottes ein Kreuz, während die andere Hand das Messer hält, um den Sack loszuschneiden. Die Matrosen werfen den Spanier ins Meer. Nur kurze Zeit dauert das Ringen auf dem engen Raum. Als der Anschlag vereitelt ist, nimmt der letzte noch lebende Meuterer die einzige Axt, die sich auf dem Floß befindet und springt ins Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Lexikon für jedermann

Der Stoffwechsel der Erde

Unsere Erdkruste ist aus chemischen Elementen aufgebaut, die einstmals gleichmäßig gemischt waren. Es hat dann aber allmählich eine Entmischung eingesetzt, die der Forscher der Erdkruste, Professor Goldschmidt aus Kristiania, als den „Stoffwechsel" der Erde bezeichnet hat. Die Erde wirkte bei den Stoffwechselvorgängen als Schwerefeld. Auf diese Weise kamen die schwersten Bestandteile in den Kern und die leichteren in die Hülle. Als dann noch eine Abkühlung eintrat, gestaltete sich unser Planet zu einem System, das als flüssig, fest und gasförmig sich darstellt. Es kam zum Schalenbau unserer Erde.

Die einzelnen Schalen lassen sich durch verschiedene Dichte und verschiedene spezifische Gewichte unterscheiden. Zur äußeren Schale gehört die Atmosphäre der Hydrosphäre und die Silikatschale, die ein höheres spezifisches Gewicht hat. Diese innere Schale nennt man Eklogitschale. Sie reicht bis in eine Tiefe von 1200 Kilometern. Unter dieser Schale befindet sich dann eine andere, die aus Schwefel und Sauerstoffverbindungen des Eisens, Chroms, Titans besteht. Sie läßt sich wieder in zwei Schalen zerlegen, in eine untere sulfidische und in eine obere oxydische, und reicht bis zu einer Tiefe von 2900 Metern. Der sog. „Stoffwechsel" stellt die Auswirkung des Schwerefeldes auf die Erde dar, die noch immer vor sich geht und der wir die Entstehung unserer Erzlagerstätten verdanken.

Beim Abkühlen des Erdballes stellte sich außer der Gashülle eine Silikat-, Sulfid- und auch Metall-Schmelze ein. Früher war die Silikat-Schmelze reicher an Schwermetallen als heute, da diese inzwischen in die Tiefe gesunken sind. Deshalb liegt das Platin im Eisenkern; auch Nickel hat sich im Eisenkern angesammelt. Gold, Silber, Kupfer finden sich in der Sulfid-Oxyd-Schale. Weitere Stoffwechselvorgänge vollziehen sich in der Silikathülle unter unseren Augen. Sie sind mechanischer Natur als Gesteinsbildungen und haben physiko-chemische Natur, soweit es sich um Einwirkungen des Wasser- und Luftreiches auf die Erdkruste handelt. Auf diese Weise entstehen Erzlagerstätten am Boden der Silikatgesteine

Ein preußischer Herkules

Einer der stärksten Männer der Welt war der preußische General v. Favrat, der zu Ende des 18. Jahrhunderts Gouverneur von Glatz war. Seine Zeitgenossen erzählten viele Beispiele seiner merkwürdigen Körperkraft. Im Siebenjährigen Kriege von einem österreichischen Husarenoffizier bedrängt, hieb Favrat seinem Gegner mit dem Pallasch so gewaltig auf den Kopf, daß er denselben bis auf die Schultern spaltete. Daß er ein Pferd mitsamt dem Reiter in die Höhe hob, ist mehrfach bezeugt worden. Eine Kanone in dem Zeughaus zu Danzig, welche bis dahin niemand hatte aufheben können als König August der Starke, hob Favrat verschiedene Male mit ungewöhnlicher Leichtigkeit auf, was in den Annalen des Zeughauses aufgezeichnet ist. Einen Dreipfünder trug er auf der Schulter, wie der Soldat sein Gewehr. Hufeisen und Talerstücke zwischen den Fingern umzubiegen, war nur ein Spaß für ihn.

Ebenso leicht trug er einen starken Mann auf jeder Hand und schaukelte zwei bis drei Menschen auf seiner Wade, indem er das Bein bis zur Höhe des Knies zurückbog. Oft rollte er zwei große zinnerne Schüsseln zusammen, als wenn es zwei Bogen Papier gewesen wären.

Noch 1796, bereits ein Sechziger, gab er folgenden Beweis seiner Leibesstärke: Als er damals im Februar von Warschau nach Breslau zu einer Besprechung mit dem schlesischen Minister Graf Hoym reiste, mußte er an der schlesischen Grenze durch einen morastischen Bruch, wo sein grober vierspänniger englischer Wagen bis an die Deichsel im Kot stecken blieb. Drei Offiziere und sein Sekretär stiegen aus, um den Wagen wieder herauszuheben. Allein weder sie noch die Bedienten noch die Postknechte noch die Pferde vermochten ihn von der Stelle zu bringen. Da befahl Favrat, die Pferde zum Anziehen bereit zu halten, sobald man spüren werde, daß sich der Wagen bewege. Er stemmte sich gegen denselben und hob ihn allmählich aus dem Sumpfe heraus.

Noch auf seinem Sterbebette soll der General einen besuchenden Freund, der sich an sein Bett setzte, unter Klagen über Abnahme der Kräfte auf einmal mit dem Stuhl in die Höhe gehoben haben.

Vogelfüttern verboten!

Im Stadtrat von Paris hat es jetzt eine lebhafte Auseinandersetzung über eine städtische Verordnung gegeben, wonach es verboten ist, Vögel zu füttern. Einer der Stadtväter hat sich an den Seinepräfekten gewandt, um für diejenigen seiner Schutzbefohlenen, die mit dem Paragraphen in Konflikt gekommen sind, eine Begnadigung zu erwirken. Dabei ist denn herausgekommen, daß die Bestimmung auf einem geradezu grotesken Grund aufbaut. Es ist nämlich recht wohl gestattet, daß man die Tauben und Spatzen auf den großen Alleen füttert, die durch die Parks und Gartenanlagen der französischen Hauptstadt laufen. Hier richten nämlich die Vögel nach Meinung der Stadtverwaltung keinen Schaden an. Aber strengstens untersagt ist es, ihnen Brotkrumen auf die Rasenflächen zu werfen. Nämlich — man höre und staune — mit ihren Füßchen „zertrampeln" sie den Rasen!

Die Tower-Brücke wird abgeschrubbt

Den Londonern bietet sich ein ungewohntes Schauspiel. Auf der Tower-Brücke, die durch ihre beiden hochragenden Türme ein Wahrzeichen der Themse bildet, wird eine großangelegte Wasserschlacht ausgefochten. Sechzig Arbeiter sind an allen Teilen der Brücke damit beschäftigt, den Schmutz zu beseitigen, der im Laufe der letzten 40 Jahre sich angesetzt hat. Ueberall hängen Leitern und Bretter an starken Seilen, auf denen die Arbeiter ihrem halsbrecherischen Beruf nachgehen. Während man lange Zeit solche Reinigungen mit Hilfe von Seife und Chemikalien durchgeführt hat, wird man jetzt einfaches Wasser benutzen. Es hat den Vorteil, daß es den Stein nicht angreift und zersetzt. Vier Monate lang wird an der Tower-Brücke herumgeschrubbt werden, bis sie wieder vollkommen sauber in neuem Glanze erstrahlt.

Graue Haare im englischen Unterhaus

Die englischen Parlamentsmitglieder haben ihre Launen und unbequemen Eigenschaften. Viele von ihnen sind populär geworden. Aber die Popularität von Temple Morris, konservativem M. P., rührt nicht von seiner politischen Begabung her. Obgleich Mr. Morris, konservativer Abgeordneter für Ost-Cardiff, erst 37 Jahre zählt, hat er das Aussehen eines reifen, ja bejahrten Mannes. Sein Aussehen ist sein ganzes Vermögen. So lange sich Mr. Temple Morris erinnern kann, hat er graue Haare und weiße Haare an den Schläfen. Mr. Morris ist Advokat. Als er neulich nach einer zweieinhalbstündigen Verteidigungsrede aus dem Gerichtssaal schritt, flüsterten sich die Leute zu: „Ein ausgezeichneter Anwalt, aber bei seinem Alter kann das ja nicht überraschen." Die Leute fielen aus allen Wolken, als sie lange nachher vernahmen, daß Mr. Temple Morris ganze 37 Jahre alt ist. Sein Geburtsdatum: — 18. September 1896 — muß er immer wieder den Zweiflern ins Gesicht sagen. Sonst würde man ihm sein Alter niemals glauben. Wie man sieht, kann also das englische Unterhaus auch mit nicht politischen „Berühmtheiten" aufwarten.

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Spielplatz der Jugend

Wo wohnte Schneewittchen?

Rotkäppchen – ein Hessenmädel / Von der Wasserkante bis zum Süden

Unsere schönen deutschen Märchen sind uns allen lieb und vertraut, und eigentlich denken wir, daß sich all die wunderbaren Begebenheiten mit Prinzen, Drachen, Hexen und verwunschenen Prinzessinnen draußen in den Wäldern vor der Stadt oder in den Straßen um den Markt vielleicht abgespielt haben könnten — allerdings vor langer, langer Zeit — es war einmal . . .



In den verwunschenen Tälern des Siebengebirges

Und doch haben unsere Märchen ebenso ihre eigene Heimat im großen deutschen Vaterlande, wie wir selber. Wo aber hat nun Schneewittchen gewohnt oder vielleicht Rotkäppchen die Großmutter besucht? Nun — Schneewittchen lebte bestimmt nicht weit vom Siebengebirge am Rhein. Hier in den engen Tälern und weiten Wäldern lag hinter den sieben Bergen das Haus der Zwerge, und Schneewittchens Vater bewohnte damals gewiß eine der schönen Burgen, die über den breiten Rheinstrom so weit ins Land hinein schauen.

Rotkäppchen stammt aus Hessen. Dort sind die Wälder hoch und licht, Blumen blühen dort, und man kann es sich wohl vorstellen, daß damals, als es noch Wölfe in Deutschland gab, Rotkäppchen vom Dorf durch die Wiesen zum Wald trippelte, um der kranken Großmutter Wein und Kuchen zu bringen. Die schöne, breite Straße im Wald aber hat sicher an ihren Rändern nicht die schönsten Blumen gehabt — Fingerhut und Glockenblumen, Akelei und Lungenkraut, das lockte mit bunten Farben aus dem Unterholz, hinter Haselbüschen und Buchendickicht abseits vom Wege.

Wo die Bremer Stadtmusikanten zuhause sind, das könnt ihr euch wohl denken. Sie waren vielleicht auch bekannt mit dem Fischer und seiner Frau, die an der Küste in derselben Gegend gelebt haben müssen. Hase und Swinegel haben ihren seltsamen Wettlauf in der Buxtehuder Heide abgehalten, also auch im nordwestlichen Deutschland, das reich ist an Märchengestalten, wenn sie auch nicht alle den Kindern im ganzen Reich bekannt sind.

Daß Till Eulenspiegel aus Braunschweig stammt, das werden vielleicht nur die Braunschweiger Kinder wissen. Er wurde in einem braunschweigischen Dorf Kneitlingen geboren und starb in Mölln, wo man noch heute sein Grab mit dem Spiegel und der Eule auf dem Gedenkstein zeigt. Schilda, dessen Stadtväter so sonderbare Einfälle hatten, liegt in Mähren und heißt heute Schildberg. Das deutsche Städtchen Schildau, dessen Bewohner von allen Nachbarn verlacht wurden, weil man ihnen die Eigenschaften der Schildaer Bürger zuschrieb, hat energisch und oft erklärt, daß es kein Rathaus ohne Fenster bauen und das Licht in Säcken hineintragen würde.

Wer könnte sich Rübezahl wo anders hausend denken, als im Riesengebirge mit seinen urwüchsigen Wäldern, mit seinen Felsen und Schluchten? Und wenn der gewaltige Geisterfürst, der so böse und wiederum so gütig sein konnte, auch nie über den Bezirk seines wilden Gebietes hinauskam, sein Ruhm und sein Name ist verbreitet in allen Ländern, in denen deutsche Märchen erzählt werden. Nicht anders ergeht es den sieben Schwaben, deren Abenteuer sich um den Bodensee herum abspielen. Da wohnten sie und nirgends anders könnte man sie sich vorstellen.

Malerei im Kinderzimmer

Ihr müßt euch von Mutti Handlungsfreiheit für euer Zimmer ausbitten. Und dann müßt ihr wohlüberlegt daran gehen, es nach euren eigenen Ideen zu verschönern. Sicher hat Mutti nichts dagegen, wenn euer Kinderzimmer gestrichene Wände hat. Sie rührt euch die Farben an und dann wird gestrichen. Aber schön vorsichtig. Es empfiehlt sich auch, nur die untere Hälfte zu streichen, damit ihr nicht auf Leitern herumtoben müßt. Und dann — schaut euch mal eure Wände an. Wo sind sie erneuerungsbedürftig? Doch nur so hoch, wie ihr reichen könnt, nicht wahr. Auf gestrichenen Wänden könnt ihr aber malen, soviel ihr wollt. Sie sind ganz einfach wieder abzuwaschen. Eine Arbeit, die ihr doch sicher in eurem eigenen Zimmer nicht der Mutti überlaßt!

Da ihr gerade einmal beim „Arbeiten" seid: Wie wär's denn, wenn ihr euch einmal diese lustige Wachstuchtiere selbst machtet? Man kann die wunderbarsten Spiele mit ihnen machen. Sie nehmen einen Puff nicht übel und glänzen immer vor Vergnügen! — Ihr bittet am besten Mutti, daß sie euch die Tiere aus Wachstuch zuschneidet — sie bekommt die Schnitte dazu überall — der größte von euch näht nun die Haut des Tieres zusammen, bis auf einen kleinen Schlitz. Dadurch stopft



ihr alle das Tier mit Kapok aus, einer ganz weichen Masse. Wenn es schön fest gestopft ist, wird die kleine Oeffnung auch noch zugenäht und — fertig ist das Tierchen. Auf diese Weise könnt ihr euch einen ganzen Zoo anlegen!

Allerlei Wissenswertes

Eine Briefmarke für 100 englische Pfund

Trotz der Wirtschaftskrise hat die Begeisterung der Briefmarkensammler keineswegs nachgelassen. Noch immer werden für einzelne Werte außerordentliche Summen gezahlt. Eine einzige französische Briefmarke aus dem Jahre 1849 ist jetzt für nicht weniger als 100 englische Pfund versteigert worden. Es handelt sich um eine rote 10-Centimes-Marke, deren Kopfbild umgekehrt gedruckt ist.

2 Minuten Film

Mit starken Vergrößerungsapparaten hat man vom Observatorium in Princetown aus Aufnahmen vom Sonnenaufgang in der Mondgebirgslandschaft des Copernikus gemacht. Der Film zeigt in anschaulicher Weise, wie sich das Sonnenlicht nach der 14tägigen Mondnacht in die 3000 Meter Tiefe des Kraters ergießt und allmählich den 100 Kilometer breiten Kraterboden ausfüllt. In drei Stunden wurde alle sechs Sekunden eine Aufnahme gemacht. Die Vorführung des Films wird nur zwei Minuten beanspruchen.

Auflösungen aus voriger Nummer

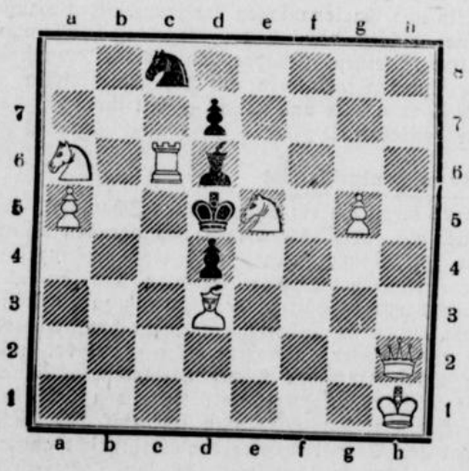
Zum Kopfzerbrechen

Wechselrätsel

Rabe, Rübe, Rebe.

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Man muß sich zu helfen wissen

Acht vergnügte junge Wanderkameraden unternehmen eine mehrtägige Fahrt, um die Schönheiten der Heimat kennen zu lernen. Eines Abends kommen sie an einen Flußlauf, über den weit und breit keine Brücke führt. Der Weg, den zu verfolgen sich die Wanderkameraden vorgenommen haben, führt am jenseitigen Ufer weiter. Nachdem sie längere Zeit nach einem Kahn vergeblich Ausschau gehalten haben, beschließen die acht, den Flußlauf zu durchschwimmen.

Sieben von ihnen sind gute Schwimmer, der achte ist Nichtschwimmer. Die Kameraden machen den Vorschlag, den achten in der Art des „Rettungsschwimmens" mit hinüber zu nehmen, doch lehnt jener die Absicht ab in der begründeten Furcht, daß seine Unsicherheit als Nichtschwimmer auch die anderen Kameraden gefährden könne. Er kann sich nötigenfalls von zwei Freunden schwimmend hinüberziehen lassen, aber er muß die Sicherheit haben, sich über Wasser halten zu können.

Guter Rat ist teuer. Während die acht Freunde am Ufer sitzend den Rest ihrer Vorräte und Getränke verzehren, überlegen sie hin und her, bis einer einen guten Einfall hat und die Flußüberquerung zur allgemeinen Zufriedenheit vonstatten gehen kann.

Wie gaben sie dem achten Kameraden die Möglichkeit, sich über Wasser zu halten?

Silbenrätsel

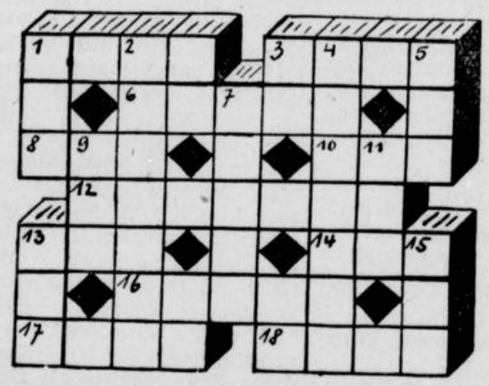
Aus den Silben

art — big — cho — dal — dant — de — do — do — e — eh — en — en — er — er — frau — gau — hoe — it — jew — kar — ki — kraut — la — lek — lie — ma — preis — ran — ren — ri — ri — san — sau — skij — sto — strut — stu — ta — tel — tes — ti — tra — un — wiec — ze — zi

sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein türkisches Sprichwort ergeben. (ch ein Buchstabe.)

1. höchster Berg der Erde .....
2. Oper von Richard Strauß .....
3. russischer Dichter † .....
4. Nebenfluß der Saale .....
5. deutscher Chemiker † .....
6. chem. österreichisch. Kronland .....
7. Stadt in Schleswig-Holstein .....
8. eingesäuerter Kohl .....
9. Spinne .....
10. Betrüger .....
11. Pflanze .....
12. Oper von Richard Wagner .....
13. schottisches Adelsgeschlecht .....
14. deutscher Maler und Kupferstecher .....
15. Vater des Odysseus .....

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. bekannte Filmschauspielerin, 3. kleines Nadelgehölz, 6. Pelztier, 8. Wappenvogel, 10. byzantinische Kaiserin, 12. brennbare Erdprodukte, 13. geographischer Punkt, 14. Nebenfluß der Warta, 16. besondere Zuneigung, 17. Reitersoldat, 18. Schmuck.

Senkrecht: 1. weiblicher Vorname, 2. Affenart, 4. Medizin, 5. Verneinung, 7. Vogel, 9. Stadt in Finnland, 11. engl.: eins, 13. Stadt in Frankreich, 15. soviel wie selten.

Der Anfänger

An einem strahlend schönen Sonntagmorgen wandert ein junger Landstreicher auf ein Dorf zu. Die Glocken läuten, die Sonne lacht, ein Bild des Friedens und der Zufriedenheit umfängt den Wandersmann. Er pfeift sich ein Liedchen und wiegt sich in der Hoffnung, daß in diesem gesegneten Dörfchen mildtätige Menschen leben müssen, die es an Gaben für ihn nicht fehlen lassen werden.

Beim Eingang ins Dorf sieht er am Feldrand, den Hut über dem Gesicht, einen alten, ergrauten „Kollegen" in tiefem Schlaf liegen. Der junge Wanderbursche freut sich: wer zuerst kommt, malt zuerst. Er wird sich beeilen, an die Türen der Höfe zu klopfen und um milde Gaben zu bitten, während der Alte draußen, anscheinend von Müdigkeit überwältigt, die günstige Morgenstunde verschläft.

War der junge Bursche mit seiner Ansicht im Recht? Oder handelte der ältere „Kollege" mit kluger Ueberlegung?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Läufer h 3 — f 5

1.) . . ., Springer beliebig; 2.) L f 5 — e 4 †, K d 5 × L e 4; 3.) D a 3 — f 3 matt.

1.) . . ., e 6 × Läufer f 5; 2.) D a 3 — e 7, beliebig; 3.) D e 7 — e 5 matt.

1.) . . ., e 6 — e 5; 2.) . . ., . . .; 3.) . . ., matt.

Das verräterische Tischtuch

Die Pensionsinhaberin brauchte nur am nächsten Tage zu erfragen, welcher der Tischgäste den Groschen auf den Obstfleck gelegt hatte. Wenn sie das Tischtuch dann auflegte, konnte sie an der Lage der Flecke und des Lochs feststellen, wessen Stammplatz die gebrandmarkte Stelle war.

Silbenrätsel

1. Sorau, 2. Charkow, 3. Hattingen, 4. Anzeige, 5. Reeder, 6. Fandango, 7. Edda, 8. Blindschleiche, 9. Utensilien, 10. Eiweiß, 11. Roosevelt, 12. Solling, 13. Toleranz, 14. Elefant, 15. Neapel, 16. Kubismus. — Scharfe Buersten kratzen die Wolle ab.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Mark, 4. Sana, 7. Anden, 9. Eidam, 10. Riege, 11. Netze, 13. Endor, 15. Ried, 16. Raab, 17. Feme, 20. Imme, 23. Pater, 24. Saege, 26. Ibsen, 27. Saale, 28. Ronde, 29. Ente, 30. Neer.

Senkrecht: 1. Main, 2. Anker, 3. Kerze, 4. Siena, 5. Nabob, 6. Amor, 8. Ried, 9. Eger, 12. Tibet, 14. Dahme, 17. Fasan, 18. Meile, 19. Erbe, 20. Iser, 21. Manon, 22. Egede, 23. Pose, 25. Eder.